

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 50 (1972-1973)
Heft: 11

Artikel: Lebensringe
Autor: Schneider, Reinhold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031488>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebensringe

Reinhold Schneider

Wir erleben viel mehr die Zeit als uns selbst. Der Ablauf der Zeit, der Wechsel der Epochen, die Umwandlung der Farbe und des Gepräges sind das Unerklärliche, das wir erfahren. Wohl besteht ein Zusammenhang, die Grenzen sind fließend; auch trägt eine jede Epoche ihren Widerspruch in sich. Dahinter ist ein Ruf, den wir lernen sollen zu verstehen; aber den Plan des Ganzen durchschauen wir nicht. Geschichte ist das Walten des verborgenen Gottes, der Sendungen gegeneinander auswirft; vielleicht um sie zu erhärten und zu erproben. Wenn überhaupt ein Auftrag an ein Leben ergangen ist und dieses in wachsendem Masse von ihm getragen wird, so kann eigentlich eine Uebereinstimmung mit der Welt an keiner Stelle bestehen. Der Auftrag ist auf die Welt gerichtet, aber als etwas Fremdes. Die meisten Verständnisse sind Missverständnisse oder sie erfolgen dann, wenn der Auftrag längst weitergeführt hat. Alles kommt darauf an, dass der Strom sich immer wieder durch den Felsen wühlt; oder dass er, wenn der Felsen stärker ist als er, an ihm zerbricht.

Welch eine sonderbare abgesunkene Welt, die der Kindheit in Baden-Baden! Es ist das letzte Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg. Noch fahren die Viererzüge durch die Allee; von den die Berge erklimmenden Strassen tönen die Hörner der Lakaien herab. Die russischen Fürsten geben Gartenfeste in ihren Villen, zu denen sie von ihren Gütern Männer und Frauen in ihren Volkstrachten kommen lassen. Die Grossherzogin Luise, die Tochter Wilhelms I., eine kleine Dame im Witwenschleier mit friederizianischen Zügen, fährt freundlich nickend durch die Strassen oder sie ergeht sich ohne Begleitung unter den Edelkastanien am Schlossberg. Die Franzosen feiern den Tag der Revolution, die Amerikaner den der Unabhängigkeit, die Deutschen mit Feuerwerken die Geburtstage ihrer Landesfürsten. Vor dem Kurhaus drängen sich die Menschen: Caruso — singt. Während der «Grossen Woche» wehen von den Hotels die Fahnen aller Völker

Reinhold Schneider um 1954

diesseits und jenseits des Meeres. Graf Zeppelin ist auf einem der umkränzten Wagen des Blumenkorsos zu sehen; schon lässt der Fürst von Fürstenberg statt der vornehmen Pferdewagen ein Auto schmücken für den Zug: Ich glaube, es stellte ein Schiff dar aus orangefarbenen Gladiolen; gewiss hat es den Preisrichtern — Herren des Kurkomitees und des Stadtrates, die vor dem alten Theater auf einem Podium standen — den ersten Preis abgenötigt, ein seidenes, mit Bändern und Fransen gezieres Banner. Im Winter wurde das Kurbad zur bescheidenen Kleinstadt, in der sonderbare Menschen ihr behagliches Leben führten, plötzlich aber, ohne sich von den Stammtischfreunden zu verabschieden, nach Nizza fahren, um den südlichen Vorfrühling zu geniessen, oder zum Spiel nach Monte Carlo. Um die leeren Hotels, die Pensionen und Gärten wehte eine bedrückende Melancholie. Gegen Ostern begannen Scharen von Hausdienern in grünen Schürzen die Teppiche und Matratzen zu klopfen und zu sonnen; die Läden wurden aufgestossen, die Fenster geputzt. Knapp vor den ersten Gästen zogen die italienischen und französischen Köche, die Portiers und Pagen ein. So kreisten die Jahreszeiten, dann und wann von einem verdächtigen Zeichen gestreift. Ich weiss nicht mehr, ob der Sturz der uralten chinesischen Monarchie, wohl das bedenklichste Signal, einen sonderlichen Eindruck machte; wohl aber erinnere ich mich an das Entsetzen über das Erdbeben von Messina, an die Aufregungen der Marokko-Krise, und unauslöschlich blieb das Grauen über den Untergang der Titanic. An einem Winterabend erschoss der Karlsruher Rechtsanwalt Hau seine Schwiegermutter vor unserem Garten; die tödlich Verwundete wurde in unser Haus getragen; ich sehe noch immer die blutbefleckte Eck-Causeuse, auf der sie gestorben ist.

Als der Krieg ausbrach, wurden tagelang die edlen Pferde aus den Villen durch die Allee zur Sammelstelle geführt. Nie mehr sollten die

Ställe besetzt werden. Die Welt, die ich für fest gehalten, versank unwiderruflich und mit ihr der Patriotismus des Siegesläutens und der Kaiser-Geburtstagsfeiern. Von der Wirklichkeit des Krieges wusste ich wenig, obwohl Tag und Nacht die Fenster zitterten von den Schlachten auf den Vogesen. Unzulänglich wie die Vorstellungen von Staat und Geschichte waren die vom Glauben. Ich hatte immer eine Eins in der Religion, sie war das beste «Fach», wenn sie eben ein Fach hätte sein können, aber ich glaube nicht, dass ich wusste, was Christus war und getan hat. So war der Zusammenbruch vollkommen, unverwindlich; ich kann die ersten zehn Jahre meines Lebens kaum mit den folgenden verbinden.

Studieren konnte ich nicht. Der Weg zur Arbeit ging durch eine Strasse der Dresdner Vorstadt, deren grenzenlose Schwermut mich nie freigegeben hat. Bis zur letzten Sekunde in der Strassenbahn klammerte ich mich an ein Buch, in der Mittagspause wieder. Die Arbeit war tot. Das Leben war unmöglich, äusserlich, innerlich sinnlos, wie das sich unter den Händen verzehrende Papiergeld, das nicht zum Nötigsten reichte. Noch heute bin ich Schopenhauer dankbar für die Grösse der Weltsicht, mit der er kalte, einsame Abende und Nächte beschenkte. Er wies mich nach Indien; ein wieder und wieder ersehntes Ziel, das ich nie erreichen sollte. Vom Rande des Abgrundes musste ich weiter zu Nietzsche; der Kampf wogte lange hin und her. Die politischen Ereignisse, den Streit um Oberschlesien, die Zusammenstösse im Ruhrgebiet, den unaufhörlichen Wechsel und Fall der Regierungen nahm ich in grauenvoller Gleichgültigkeit hin. Ich konnte ja nicht einmal leben mit mir selbst. Die in der Knabenzeit erwachte Liebe zum spanischen Drama liess mich Spanisch treiben. So fielen mir die ersten Bücher Unamunos in die Hand. Er hat mein Leben verändert. Nicht der Denker war es, sondern der zugleich von der Mystik geprägte tragische Existentialist. Ich wagte einen Brief an ihn zu

schreiben. Natürlich erhielt ich keine Antwort. Nach Jahren, als meine ersten Bücher erschienen waren, wurde mir eine Zeitung geschickt, die den Besuch eines Journalisten in seiner Madrider Wohnung schilderte. Er sprach von meinen Büchern, stand auf, suchte und fand das eine in seiner Bibliothek. Das war ein Gruss kurz vor seinem Tode. Gesehen habe ich ihn nicht.

Ein Aufsatz Unamunos über Coimbra wies mich auf Portugal. Ich versuchte, die Sprache zu lernen; zum Unterricht reichte es nie. Dann fuhr ich nach Portugal. In der portugiesischen Katastrophe des 16. Jahrhunderts, in der an Camoes ergangenen Sendung: zu bewahren, zu verklären, was verfallen war, sein Volk zugleich anzuklagen und zu rechtfertigen, fand ich die erste Antwort auf den Untergang und damit auch den Uebergang vom Untragbar-Persönlichen in das Geschichtliche.

Von Lissabon fuhr ich der Entscheidung entgegen: dem Escorial. Die beispiellose Einheit von Herrschaft und Askese, Stolz und Leiden, Glauben und geschichtlicher Tragik, sakramentaler Gegenwart des Erlösers und der Gegenwart der Toten wurde für mich zur stärksten formenden Macht. Ich entschied mich für das Königtum und halte daran fest, so sehr ich echte demokratische Formen, die der Eidgenossenschaft, der Hansestädte, der Bauernschaften, achte. Das Königtum kann sich nur ereignen und vollziehen in der Begegnung von König und Volk; man kann unsere Zeit kaum härter herausfordern als mit dem Bekenntnis zur Krone. Aber es ist völlig sinnlos, sie zu erheben, wenn sie nicht im Herzen eines Volkes leuchtet, wenn sie nicht Ausdruck und Zeichen des Seins, Denkens und Glaubens ist.

Noch in Madrid erfuhr ich von den Septemberwahlen des Jahres 1930, die den drohenden Umsturz in Deutschland anzeigten. Meine monarchische Ueberzeugung entschied meine Stellung gegenüber dem Nationalsozialismus. Ich hatte mit Philipp II. auch seinen Gegner

Oranien im Herzen getragen und mit ihm den aufrührerischen Norden. Im Preussentum des 18. Jahrhunderts, das ja Erbe der Ordensritter war, fand und verehrte ich den grossen Protest gegen die Welt Philipps II.; ich fand aber auch die tiefe Verwandtschaft der beiden Formen: den Entschluss zum rücksichtslosen Dienst. Doch ist die Tragik des echten Preussentums erschütternder; denn es hat kein Fundament als die Pflicht und blickt, mit den Augen Friedrichs des Grossen, in einen gnadenlosen Himmel.

Als die einzig zureichende, doch gleichfalls tragische Form leuchtete mir von früh an das Reich vor. Ich war zu sehr verwundet von den Vorgängen in Deutschland, als dass ich seine Geschichte hätte schreiben können. In England, im Ringen mit der englischen Geschichte, stiess ich endlich auf den Grund, dessengleichen niemand mehr legen kann. Gegen den dämonischen Heinrich VIII. — einen echten Herrscher trotzdem — erhoben sich der heilige Columban und Alfred der Grosse; dieser für mich das vollkommene Bild des christlichen Königs als Verkörperung von Vatern, Leiden und Macht; als Zeichen des geopfertem Sohnes und opfernden Vaters, also der Königsherrschaft Christi, die eine verhüllte Herrschaft ist. Wie über Spanien, Portugal, Deutschland dämmerte über England der Untergang. Ich habe mich nur bemüht, Epitaphe zu schreiben, die die Gewissen erschüttern und sagen, was war. Denn diesem Gewesenen sind wir, als einem Teil unseres ererbten Seins, verpflichtet, gleichgültig, ob es sich noch vollziehen lässt oder nicht.

In einer seltsam milden Nacht des Januar 34 hörte ich in einer Berliner Wohnung, als unter dem offenen Fenster die Kolonnen zogen, die ersten unabweisbaren Berichte von den KZs. Wie die Erfahrung der Vergangenheit drängte die Not der Gegenwart zum Kreuz, zu der Bitte, dass in uns, die gänzlich versagten, ein Anderer lebe und uns sage, was wir tun sollen.

In dem ersten harten Winter des zweiten Krieges in Berlin und Dresden war alles Kommende zu spüren: Schnee, Finsternis, eilende, verhüllte Menschen; die Vision Russlands ging mir nicht aus den Augen. Leben war nur noch möglich vor dem letzten Ernst. Ich fand Halt und Führung in den Schriften der hl. Teresa von Avila und des Johannes vom Kreuz. Dann entfaltete sich der grosse Zusammenhang, der das ergreifendste Geschenk meines Lebens gewesen ist: die Briefe der Soldaten, die ich schliesslich nicht mehr beantworten, nicht mehr lesen konnte, Geständnisse, Anzeichen einer im Innersten, unter der Gewalt und dem Siegel des Unrechts geschehenden Veränderung, die mich oft mit ungemessenen Hoffnungen erfüllte. In den letzten Jahren des Krieges kamen die Briefe aus den Bombenkellern, den brennenden Krankenhäusern dazu. Ehre Joseph Rossé, der vor zwei Jahren in einem Gefängnis unter den Pyrenäen starb! Es war der frühe Morgen des 20. Juli 1944; wir sassen auf der Terrasse seines Hauses in Colmar und beratschlagten, wie wir die neuen, von gefürchteten Stellen eingegangenen Telegramme beantworten sollten. Die Zeitung brachte den Heeresbericht, der den heraneilenden Zusammenbruch nicht mehr verbergen konnte. Ein Ferngespräch nach Deutschland kam in grenzenloser Verwirrung nicht mehr durch. Auf dem Heimweg erfuhr ich von der Verschwörung. Noch einmal besuchte mich Rossé, gehetzt, verloren, aber auf seine Sache vertrauend und hoffend auf eine Brücke über den Untergang. Der 20. Juli nahm mir die letzten, die mir ganz nahe waren; ich halte ein Attentat nicht für erlaubt; aber Entscheidungen des Gewissens können in entgegengesetzten Richtungen fallen. Das Opfer ist alles. Die Krone der Herrschaft hat sich verwandelt in die Spottkrone; Adel bezeugt sich fortan in der Erniedrigung.

Sehr bald nach dem Zusammenbruch stürzten die Hoffnungen ein, von denen ich kaum begreifen konnte, dass ich sie so lange be-

wahrt hatte. Wer konnte erwarten, dass Staatsmänner und gar Völker als Verwandelte das Trümmerfeld betreten würden? Aber wir wissen nicht, was in Wahrheit, in der letzten Tiefe, geschieht. Und wenn auch das Gefälle der Geschichte uns keine Zeit lassen will, wir müssen uns doch ans Herz fassen, nicht weiter, sondern in uns zurückgehen. Es ist die Stunde, da der Christ, koste es, was es wolle, seinem Glauben und seinem Gewissen die Frage abringen muss nach Wert und Unwert der Macht. Denn die überkommenen Antworten reichen nicht aus für die Gewalten, die in unsere Hand gegeben sind. Und wenn es keine Antwort gibt, so bleibt noch die Frage, die erlebte und durchlittene, die leidenschaftlich herausfordernde Frage.

3. 5. 1953